Ici c'est Bienne

Blau-Rot-Grün

In Biel war ein gepflegter Weinanlass, das perfekteste aller Deckmäntelchen für hemmungs- und kostenlosen Alkoholgenuss überhaupt.

Es gab strohgelben Arneis aus dem Piemont und einen Schweren, fast Violetten aus Sizilien. Nicht unerwartet kam ich Stunden später sehr blau aus der Verkostung von Weissem und Rotem heraus.

Auf dem Nachhauseweg geschah es dann. Vor einer passend zur Degustation auf Rot stehenden Fussgängerampel behauptete eine alte Bekannte, sie kenne einen Zauberknopf, der einen nicht unerheblichen Zeitgewinn bringe. Ich stutzte noch, als sie kurz unter den gelben Schalter an der Ampel griff. Und schwuppdiwupp ward es: grün.

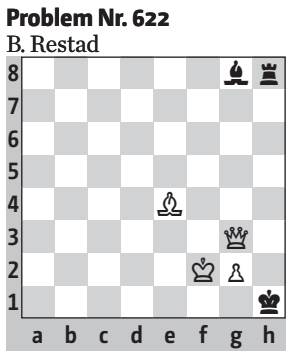
Am nächsten Tag ging ich der Sache nach, mit zur Situation passender, grünlicher Gesichtsfarbe. Ich fand heraus: Die Zauberknöpfe gibt es wirklich. Fussgängerampeln an sogenannten Blindenzirkulationswegen sind mit einem Schnellschalter ausgerüstet, erklärte ein Sprecher des kantonalen Tiefbauamts vor einiger Zeit in dieser Zeitung. Wird der Knopf betätigt, schaltet die Ampel schneller um und bleibt länger grün.

Ich kenne nun also das Geheimnis der Zauberknöpfe. Und auch den praktischen Nutzen für Nichtblinde: Nächstes Mal werde ich drei Minuten vor allen anderen am Weinanlass sein.

Fabian Sommer (30, fabian.sommer@bernerzeitung.ch) und Sarah Pfäffli schreiben hier abwechslungsweise, was in jungen urbanen Köpfen aus dem Kanton Bern wirklich brennt. Er aus Biel, sie aus Bern.

SCHACH

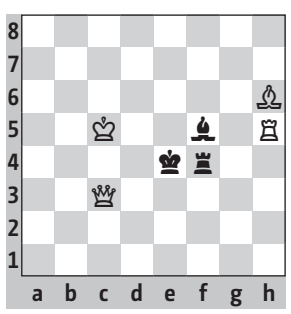
Problem Nr. 622
B. Restad



Weiss zieht und setzt in 2 Zügen matt

Fragen an: Thomas Wälti, Berner Zeitung BZ, Schach, Postfach 5434, 3001 Bern;
Fax 031 330 36 31;
E-Mail: thomas.waelti@bernerzeitung.ch
Die Lösung des Problems erscheint in der nächsten Ausgabe.

Lösung Problem Nr. 621



1. Kd6! und Schwarz kann das Matt nicht verhindern. Z.B.: 1. ... Läufer beliebig 2. Té5 matt; 1. ... Tf3 2. Dc4 matt; 1. ... Turm beliebig 2. Dé3 matt.

Fortsetzung von **SEITE 29**

«Draussen tobt ein Krieg gegen …»

nicht. Die wollen ihre Einfamilienhäuser, und man kann ihnen diesen Traum nicht einfach verbieten. Das Verdichten ist doch eine hilflose architektonische Massnahme gegen den Wachstumswahnsinn. Jeder Mensch will überleben, sich fortpflanzen und dass es seinen Kindern besser geht als ihm. Das ist schön und gut. Aber wir tun so, als sei die Erde eine sich ins Unendliche ausdehnende Scheibe und keine endliche Kugel. Wir arbeiten am Aussterben unserer Art.

Lässt es sich aufhalten?

Was weiss ich. Vielleicht durch mehr Bildung, durch ein Grundeinkommen für die Armen. Damit es weniger Kinder gibt. Wir behandeln das Bevölkerungswachstum immer noch als grosses Tabu. Immerhin gibt es in der Schweiz jetzt Volksbegehren, die die Einwanderung thematisieren. Wer das tat, wurde früher gleich in die rechte Ecke gestellt. Das schlimmste Szenario wäre, dass wir das Wachstumsproblem nicht rational einsehen und dass es eine Katastrophe braucht, um es zu bremsen. So wie eben das Erdbeben in Japan.

Sehen Sie beim Erdbeben ein finsteres Schicksal am Walten, das uns zur Vernunft bringt?

Voltaire und Rousseau haben nach dem Erdbeben in Lissabon von 1755 debattiert, ob das nun ein Fehler Gottes, der Natur oder eine Strafe für die Menschen ist. Aber wir reden hier wie in einer TV-Talkshow, wo über Gott und die Welt gequatscht wird. Ich bringe diese grossen Fragen lieber schriftlich auf den Punkt.

Reden wir über Bern. Der PR-Berater Klaus J. Stöhlker wirft der Stadt vor, sie schaue besser zu den Bären im Bärenpark als zu ihren Schriftstellern. Was soll der Vergleich? Sind Sie ein Tier?

Man sagt mir etwas Bärenhaftes, Behäbiges nach. Klaus Stöhlker vergleicht mich mit einem Berner Bären. Er sieht Schriftsteller in unserer auf Effizienz und Nutzen getrimmten Zivilisation als eine bedrohte Art an.

Schriftsteller sind eine bedrohte Art? Es gibt doch genug davon.

Wenn ich mir um die Zivilisation Sorgen mache, komme ich mir bisweilen wie ein vom Aussterben bedrohter Dinosaurier vor.

Fühlen Sie sich undankbar behandelt von der Stadt Bern? Immerhin zahlte Sie Ihnen über 50 000 Franken Preisgelder aus und liess Sie in einer billigen städtischen Wohnung leben.

Ich erwarte keine Dankbarkeit von Bern. Wer die Bücher, die ich geschrieben habe, als erweiterte Sicht auf die Welt erlebt, in der wir mysteriöserweise leben, der darf mir danken, wenn er will. Ich selber bin Bern dankbar, dass ich so lange leben konnte im Haus, das ich liebe. Allerdings wäre es mir lieber gewesen, wenn ich hätte hier bleiben können, bis man mich, wie es mir Berns Stadtpräsident einst vorausgesagt und zugesichert hat, mit den Füssen voran hinausträgt.

Wenn nicht in Bern, so anerkennt man Ihre Verdienste vielleicht bald in Stockholm. Berater Stöhlker verbreitete in Ihrem Auftrag, dass Sie als einziger Schweizer Autor für den Literaturnobelpreis 2011 vorgeschlagen seien.

Dass ich ihm einen Auftrag erteilt habe, ist ein Quatsch. Wie ich von ihm weiss, würde er für ein Jahresmandat 130 000 Franken verrechnen. So viel Geld hatte ich nie. Klaus Stöhlker ist ein Freund, der mein Werk kennt und schätzt. Was er für mich tut, tut er aus eigenem Willen und aus eigener Überzeugung.

Wer hatte denn nun die kühne Idee mit der Nobelpreis-Nomination?

Vorgeschlagen hat mich Dominik Riedo, der Präsident des Schweizer PEN-Zentrums, das als einzige Institution Schweizer Autoren für den Nobelpreis nominieren kann. Riedo hat beklagt, dass niemand meine Nominierung aufgegriffen habe. Stöhlker fragte mich dann, ob er das ändern dürfe. Ich liess ihn gewähren. Am anderen Tag rief er an und sagte, es habe ja wunderbar geklappt.

Die Schweizer Medien berichteten allerdings eher spöttisch. Sind Sie mit Ihrem schmalen, weit zurückliegenden Werk der richtige Kandidat für den höchsten aller Literaturpreise?

Ich mache mir keine Illusionen. Aber es hat mich gefreut, dass mich der PEN-Vorstand für würdig hält. Leute aus dem In- und Ausland, darunter namhafte Germanisten, teilten mir mit, sie würden den Daumen drücken. Es ist typisch schweizerisch, dass man sich über so eine Nomination nicht freut, sondern sie heruntermacht. So schmal ist mein Werk übrigens nicht. Und Thomas Mann erhielt den Nobelpreis für die «Buddenbrooks». Für ein einziges Buch.

Das ist allerdings ein Welterfolg. Sie haben seit 17 Jahren kein erfolgreiches Buch mehr publiziert. Darf man einen Schriftsteller nach dem Grund für eine so lange Lücke fragen, oder fällt das unter das Geschäftsgeheimnis?

Es ist halt so.

Was ist halt so?

Dass es bei mir so ist. Bei andern ist es anders. Man kann immer lange Geschichten erzählen, warum das so ist. Da müsste ich Ihnen mein ganzes Leben erzählen.

Ich schlage Ihnen ein paar Erklärungen vor: Sie leiden an einer Schreibkrise, der Stoff ist Ihnen

> «Ich wäre lieber im Brünnengut geblieben, bis man mich mit den Füssen voran hinausträgt.»

ausgegangen, Sie haben nichts mehr zu sagen.

Ich habe eher zu viel zu sagen. Und der Stoff geht mir auch nicht aus. Aber eine Schreibkrise… vielleicht.

Als junger Autor starteten Sie in den 1970er-Jahren mit den Romanen «In Trubschachen» oder «Die Rückfahrt» fulminant. Ihre Bücher erschienen im Zweijahrestakt. Sind Sie ein im hektischen Literaturbetrieb früh verglühtes Talent?

Ich wollte nie fabrikmässig Literatur produzieren. Und es gab Unterbrechungen. Etwa als ich hier einzog und ein Jahr lang die Wohnung sanierte. Dann kam eine Trennung und Scheidung, die mir zu schaffen machte. Und es folgten die Auseinandersetzungen mit dem Suhrkamp-Verlag, den ich dann verliess. Ich habe zum Ammann-Verlag gewechselt, der leider eingegangen ist.

Hat sich Suhrkamp an Ihrem Schweigen gestört? Oder an der Qualität Ihrer jüngeren Bücher?

Ich habe ihn freiwillig verlassen. In meinem Roman «Das System des Dr. Maillart», der dann bei Ammann erschien, habe ich renommierte Suhrkamp-Autoren kritisiert. Aber Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld hat mir immer gesagt, ich könne nie etwas Schlechtes schreiben.

Ich habe eine Theorie, warum Ihre jüngeren Bücher erfolglos sind. «In Trubschachen» oder «Die Rückfahrt» entwickelten mit ihrer grünen Zivilisationskritik in der steifen Schweiz des Kalten Kriegs eine enorme Reibungsenergie. Heute wirkt Ihre Zivilisationskritik wie ein griesgrämiges Echo des Club of Rome. Einverstanden?

Ich entwickle ja meine Zivilisationskritik weiter. Aber an Ihrer These könnte etwas dran sein. Warten Sie jetzt mal meinen nächsten Roman ab.

Wovon handelt er? Stöhlker jubelte schon, er greife «ein Jahrtausendthema» auf.

Ich schreibe über die acht Jahre vor und die acht Jahre nach der Jahrtausendwende von 2000. Es ist eine Bilanz von 16 Jahren Weltgeschichte, Schweizer Geschichte und persönlicher Geschichte. Ein Alterswerk also.

Wann erscheint der Roman?

Wenn er fertig ist. Ich habe jetzt den ersten Teil von 300 Seiten geschrieben. Und ich muss noch nach einem Verlag schauen.

Sie haben also noch keinen Verlag und auch keinen Vorschuss. Wovon leben Sie?

Seit ich vor 35 Jahren als Lehrer aufhörte, hatte ich keine gesicherten Einkünfte mehr. Ich hatte nur etwa zwei Jahre lang bei

> «Scheitern gehört zum Leben. Man scheitert immer. Aber es sind die andern, die sagen, man sei gescheitert.»

Suhrkamp regelmässige Zahlungen. Es war oft hart, ich wusste finanziell manchmal kaum mehr weiter, weil sich meine Bücher langsam verkaufen und Preisgelder nicht zum Leben reichen. Zum Glück wurde ich von Privaten unterstützt. Seit ich 63-jährig bin, habe ich nun eine minimale AHV plus Zusatzleistungen. Das sind für mich und meine aus Rumänien stammende Frau je 2500 Franken im Monat.

Haben Sie seit dem Erreichen der Pension überlegt, mit dem brotlosen Schreiben…

…aufzuhören, meinen Sie?

Ja. Kommen Sie mir nun nicht mit der Künstlerantwort, Autor sei kein Beruf, in dem man pensioniert werden könne.

Es war wirklich ein Aufatmen, als ich die Pension erreichte. Ich sage mir jetzt: Ich muss nicht mehr, ich kann, wenn ich will. Und ich kann mir Zeit nehmen.

Haben Sie sich in Ihren schwierigen Jahren überlegt, ob Sie als Autor gescheitert seien?

Nein. Scheitern gehört zum Leben. Man scheitert immer wieder. Meine erste Ehe ist gescheitert. Aber es sind die anderen, die sagen, man sei gescheitert. Als Autor sieht man das vielleicht anders und findet nicht gleich, man müsse aufhören.

Sie hätten sagen können: Ich habe als Autor keinen Erfolg mehr, also sattle ich beruflich um.

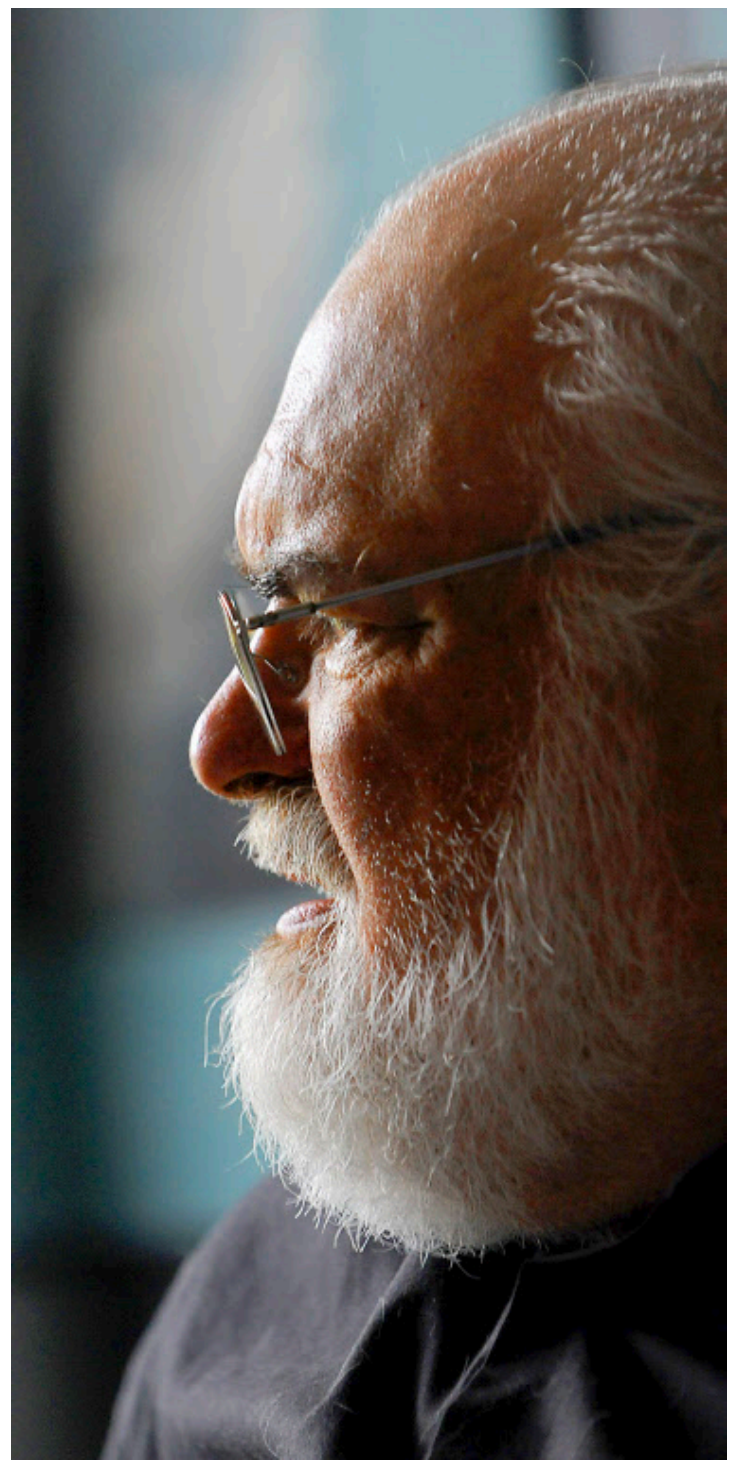
Ich hätte nicht gewusst, was ich sonst tun soll. Schriftsteller habe ich nie als Beruf betrachtet, sondern als Existenzform, mit der ich in dieser irren Welt überlebte. Mein zwischenzeitliches Schweigen ist vielleicht symptomatisch für das Verstummen von Millionen von Menschen. Es ist die Aussichtslosigkeit, die mich bedrückt. Jetzt bin ich froh, habe ich die Pension erreicht.

Der rettende Hafen der Pension war kaum das grosse Ziel, das Sie als Schriftsteller ansteuerten.

Das ist vielleicht das Ziel von viel mehr Menschen, als man glaubt. Warten Sie mal ab, bis Sie selber in die Nähe dieser Schwelle kommen. Dann werden Sie vielleicht verstehen, warum man sich auf die Entlastung freuen kann, die eine auch nur bescheidene Rente bringt.

Interview: Stefan von Bergen

stefan.vonbergen@bernerzeitung.ch



«Es war ein Aufatmen, als ich die Pension erreichte»: E.Y. Meyer blickt zurück auf sein hartes Schriftstellerleben. *Urs Baumann*

«Ich wohne schon so lange in diesem Haus, dass ich mit ihm verwachsen bin. Es ist wie eine zweite Haut»: E.Y. Meyer vor dem Brünnengut. *Urs Baumann*

«Der Oase rund um mein Wohnhaus wird die Romantik ausgetrieben»: E.Y. Meyer in seinem Revier zu Füssen von Hochhäusern. *Urs Baumann*

«Mit seinen Bäumen in Reih und Glied kommt mir dieser Park als grüne Einöde vor»: E.Y. Meyer in der neuen Parkanlage Brünnengut. *Urs Baumann*